

Illustriertes Unterhaltungsblatt
Belletristische Wochenschrift für die Familie und Jedermann.
1902. * № 15.

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als ob er froh sei, wieder auf ein anderes Thema zu kommen, rief Marini: „Setzen Sie sich, meine Herrschaften, nehmen Sie Platz. Die Suppe! Die Suppe! Vorwärts! — Sehen Sie, Herr Graf, mir ist am wohlsten bei Tisch. An einer hübsch gedeckten Tafel, auf der Rosen duften und so wundervolle Pfirsiche lachen, wie hier. Sehen Sie, ich bitte, diese Pracht. Sie kommen von Sorrent — in anmutiger Gesellschaft, da vergesse ich alles, alles, mich selbst. Da fühle ich mich in meinem Fahrwasser, da erfülle ich meine Bestimmung; mein Schicksal ist, bei Tisch unter Rosen und Veilchen zu sitzen und mich des Lebens zu freuen. So habe ich's immer gehalten, und so werde ich's auch immer halten. Nun bitte, langen Sie zu.“

Graf Massimo kam seinem liebenswürdigen Gastgeber gegenüber wenig zu Wort. Es lag etwas Kindlich-Harmloses, aber, wie es Graf Massimo und besonders auch der alte Giuberti ansah, etwas Kindisches in der Art des Commendatore. Die Neapolitaner sitzen ja gern stundenlang bei Tisch und betrachten das Essen und Trinken als die einzig wahre und reelle Lebensfreude, aber daß man sich dabei um Verstand und Vernunft bringt oder, wie Marini selbst sagte, sich vergißt, das erschien dem Grafen Massimo gezwungen, künstlich gemacht, als ob der Gastgeber besondere Veranlassung habe, mancherlei zu vergessen. Es schien ihm, als ob Marini sich krampfhaft, mit einer gewissen Angst in die Sorglosigkeit der Tafel hineinschwätze, damit er eben anderen Gedanken entfliehen könne. Auch fiel dem Grafen Massimo auf, mit welch merkwürdiger Genauigkeit der alte Giuberti die silbernen Untersätze auf dem Tische, in denen die Frucht- und Blumenschalen standen, betrachtete. Er schien darin einen Gegensatz zu den naiven Harmlosigkeiten des Hausherrn zu sehen. Er kannte den alten Giuberti wohl.

Er hatte vor zwei oder drei Jahren einmal mit ihm zu thun gehabt, weil sein Sohn Giuliano Geld bei ihm geborgt, und der Vater wohl oder übel sich mit dem „Halsabschneider auseinandersetzen mußte. Nun traf er ihn hier wieder. Er mutmaßte natürlich einen Zusammenhang, der für den Commendatore Marini wenig Schmeichelhaftes hatte. All diese Herrlichkeiten der Villa Marini, diese rauschenden Eukalypten, diese Palmen und Cypressen, diese herrlichen Agaven und das ganze sorglose, glänzende Leben ihrer Bewohner machten ihm den Eindruck von zarten, wohlig im Winde wehenden Monatsrosen, deren Wurzeln in alten, verwitterten, nicht mehr sturmsicheren Ruinen ruhen, die ein Windstoß umwerfen und damit all das blühende Frühlingsleben unter Schutt und Staub begraben kann.

Während die Diener mit den auserlesenen Gerichten hin und her liefen und der Hausherr sich in allerhand halb gemütlich-komischem, halb naiv-kindischem Tand erging, beobachtete Graf Massimo die kleine Peppa, die in ihrer ganzen jugendlichen Frische und Herzlichkeit, in ihrer anmutigen, strahlenden Pracht und Schönheit keine Ahnung davon zu haben schien, auf welch wankendem Grunde sie sich befand. Und auch ihr Bruder, der junge Offizier, der vielleicht wähnte, eine glänzende Laufbahn, ein stolzes, herrliches Leben vor sich zu haben, was sollte aus ihm werden, wenn der Grund unter ihm wich? Wenn dann die getäuschten Hoffnungen, die Bitternisse eines entbehrungsreichen, sorgenvollen Lebens über die Geschwister hereinbrachen, wo war ihr Halt? Ihre Stütze? Mußten sie auch, wie die Monatsrosen, in Schutt und Staub versinken und verkommen? Graf Massimo war nicht sentimental, aber wenn er die Kinder des Commendatore Marini und diesen selbst ansah, und sich vergegenwärtigte, was eintreten könnte, wenn seine Befürchtungen eintrafen, so wurde er unwillkürlich still.

Da Commendatore Marini schon zweimal erwähnt hatte, daß er „später“ noch von einer bestimmten Sache mit ihm reden wolle, so war Graf Massimo natürlich begierig, zu wissen, was das für eine Sache sei. Aber das Essen verging, ohne daß er es erfuhr. Marini ließ sich's vorzüglich schmecken, trank ziemlich viel und erzählte unausgesetzt vom letzten Wettrennen, vom Staatslotto, in dem er vor kurzem „beinahe“ einmal etwas gewonnen hätte, von der bevorstehenden Opernsaison im San Carlo, auf die er sich wie ein Kind freute, und von seinen Pferden, die ihn in zwölf Minuten vom Hafen bis zur Villa Marini am Posilippo zu bringen im stande wären. In jeder Beziehung erschien er als der vornehme



Trollhättafälle des Göta-Elf in Schweden. (S. 115)

Mann, dessen Hauptsorgen in seinen Liebhabereien bestanden, und der alles mit Aengstlichkeit vermied, was ihm persönlich keinen Spaß machte.

Es war schon dunkel geworden, als man sich endlich wieder von der Tafel erhob und sich in einzelnen Gruppen in den Garten zerstreute. Darauf schien Peppa, die sich bei Tisch ziemlich still verhalten und darauf beschränkt hatte, den Grafen Giuliano und die Gräfin Santina di Roccasecca zu beobachten, nur gewartet zu haben.

„Giuliano!" rief sie den jungen Mann an, nahm ohne weiteres seinen Arm und ging mit ihm in den Garten. Das Meer lag ziemlich dunkel, rauschte aber vernehmlich aus den Tuffsteingrotten herauf. Ueber dem Golf drüben leuchtete die Glut des Vesuvs hin und wieder rot und feurig aus dem Krater herauf, und zu seinen Füßen dehnte sich die berühmte dreifache Gaskrone der Stadt Neapel aus — wie ein Märchen, ein Zauberbild.

„Giuliano, du bist ein schrecklicher Mensch," sagte Peppa.

„Peppa!" erwiderte dieser erschrocken und zärtlich.

„Sei still," fuhr sie hastig fort, „sage nicht, daß du mich liebst, ich weiß, daß es nicht wahr ist, daß —"

„Peppa, so wahr ich lebe, du bist mir das Liebste auf der Welt. Was hast du? Was habe ich gethan, daß du so zu mir sprichst?"

„Habe ich es etwa nicht gesehen, wie du mit Santina geliebäugelt hast die ganze Zeit über? O, ich bin nicht blind und weiß es wohl, was die Augen sprechen, wenn ich auch nicht verstanden habe, was sie sagte —"

„Peppa, du bist im Irrtum."

„Sei still. Ich müßte die Augen Santinas nicht kennen, wenn ich nicht wissen sollte, was sie will, wenn sie sie so aufsperrt. Habt ihr euch verabredet? O, du kannst mir's ruhig sagen, meinethalben —"

Dann brach sie erregt ab, schluchzte laut, riß mit der kleinen Hand fieberhaft eine Blume ab, die gerade am Wege stand, und warf sie dem Offizier ins Gesicht.

Dieser faßte zärtlich die verbrecherische Hand und drückte sie rasch an seine Lippen.

„Bei der Madonna del Carmine, Peppa, nicht ein Wort von Liebe oder dergleichen haben wir gewechselt," versicherte er.

„Und von was habt ihr gesprochen die ganze Zeit, wo sie immer mit den Augen kokettierte?"

„Von was wir gesprochen haben? Von der Nase des alten Giuberti."

„Von der Nase des alten Giuberti?"

„Bei meiner Seele, Peppa, von nichts anderem. Willst du mir glauben?"

„Du bist schlecht, Giuliano. Die Männer sind alle schlecht. Du auch," antwortete sie, schon halb besänftigt.

Er blieb unmittelbar vor ihr stehen, faßte sie bei beiden Händen, neigte sich etwas näher zu ihr und flüsterte innig und zärtlich: „Ich weiß es, Peppa, weiß es wohl, daß ich schlecht bin, aber du bist ein Engel, du wirst mich dennoch lieben! Nicht wahr?"

„Und mit Santina," schmollte sie noch weiter, „das wäre nichts? O freilich, sie ist eine Gräfin, wie du ein Graf. Gleich und gleich gesellt sich, da stößt man so ein armes bürgerliches Geschöpf leicht aus dem Weg."

„Peppa! Du quälst mich, wenn du so sprichst."

„Ihre Mutter hat mir's ja erzählt."

„Was denn?"

„Daß du Santina heiraten wolltest."

„Es ist mir nicht im Schlafe eingefallen. Das hat die alte Frau geträumt. Ja, sie wünscht es vielleicht. Aber das genügt denn doch noch nicht ganz. Da muß ich doch auch noch ein Wörtchen mitreden."

„Na, und ich!"

„Freilich, und wenn du nur ein Wort sagst, nur einen Wink mit den Augen giebst, so bin ich bei dir, Peppa, so liege ich zu deinen Füßen."

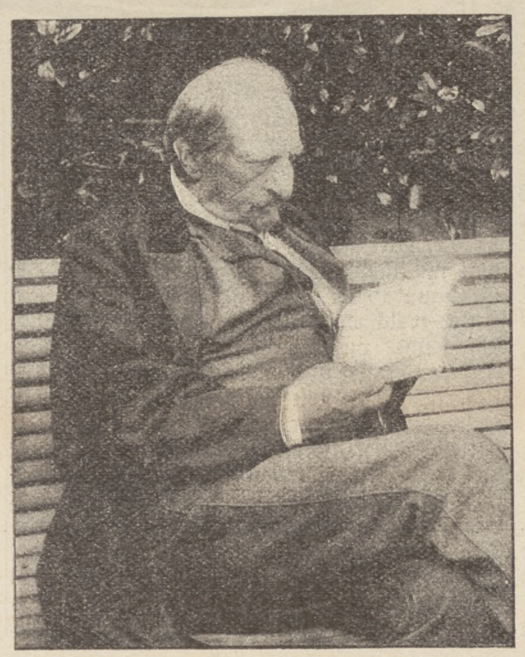
Er machte wirklich Miene, ihr vor die Füße zu sinken, aber sie nahm mit einem drolligen Hinweis auf die etwas unpassende Oertlichkeit seinen Arm und sagte hastig, ihn fortziehend: „Nicht hier. Pst! Man sieht uns von der Terrasse aus. Wir wollen hier hinuntergehen. Aber das sage ich dir, Giuliano, nimm dich in acht vor ihr."

„Vor wem?"

„Per bacco, vor Santina. Sie liebt dich."

„Warum nicht gar. Du übertreibst, Peppa, weil du eifersüchtig bist."

„Ei was, ich sehe es, und was ich sehe, ist wahr. Sie liebt dich. Ich sehe es an



Hermann Allmers †. (S. 115)

ihren Augen, wenn du mit ihr sprichst, und sehe es noch viel mehr, wenn sie mich ansieht und glaubt, das unbemerkt zu thun. Sie macht dann Augen so grün wie Schilf und so wild, als wolle sie mich erdolchen, nur weil sie dich liebt. Verlaß dich auf mich und nimm dich in acht. Wenn sie auch Santina heißt, so ist sie doch keine*). Sie ist eher eine Satanina!"

„Sie mag sein, was sie will, eine Peppa ist sie doch nicht!" sagte der junge Offizier galant und sah seine Begleiterin schwärmerisch an.

Stumm gingen sie einige Augenblicke nebeneinander her, einen Kiesweg hinunter, der nach den Grotten führte. Immer vernehmlicher, immer geheimnisvoller, rätselhafter hörte man, wie die Wellen, die von den Abendwinden etwas erregter waren, sich an den Felsen brachen. Dumpf dröhnend und rauschend rollten sie in die Grotten hinein, wo sie an den mächtigen Gewölben das Echo erweckten, das dann wie dumpfes Gemurmel nach oben drang. Der weiche Wind rauschte kühlend und raschelnd durch die Palmen, deren Zweige dann, wie dürres Laub knisternd, aneinander schlugen, Nachtigallen lockten und sangen sich gegenseitig zu, der starke Duft der Orangenblüten erfüllte berauschend die Luft — eine Nacht, wie sie nur Neapel kennt.

„Also ist es wahr, Giuliano?" fragte das junge Mädchen unter eigentümlichen Schauern.

„Was meinst du, Peppa?"

„Du liebst mich?" hauchte sie leise.

„O, so wahr wie die Schöpfung, Peppa!" rief er begeistert.

„Für immer? Weißt du, ich meine —" sie stockte.

„Was du auch meinst, Peppa, uns trennt nichts, auf dieser Welt nichts," unterbrach er sie stürmisch und umfaßte sie.

Einen Augenblick lag sie in seinem Arm und schloß die Augen, als ob sie die Wonne nicht ertragen könne. Gleich darauf gab sie aber einen eigentümlich gurgelnden, leidenschaftlichen Laut von sich, richtete sich wie krampfhaft auf und faßte mit beiden Händen in seine Haare oder an seine Ohren, sie wußte es nicht. Sie zog seinen Kopf zu sich hernieder und küßte ihn leidenschaftlich auf den Mund.

„Töte mich, Giuliano," flüsterte sie, „töte mich, aber verlaß mich nicht, sonst — töte ich dich!"

3.

Der alte Giuberti stammte aus einem kleinen Hafenorte in Kalabrien, Namens Paola. Dort war er als zwölf- oder dreizehnjähriger Junge entlaufen, weil es ihm zu langweilig gewesen, in die Schule zu gehen. Er war mit einem Segelschiff, das Orangen nach Neapel gebracht hatte, als blinder Passagier glücklich entkommen und in die große Stadt, das heiße Ziel seiner jugendlichen Wünsche, gelangt. Da niemand es für der Mühe wert gehalten hatte, ihn wieder zu suchen, so war er unbehelligt geblieben. In dieser Weise war er einer jener Neapolitaner geworden, die ohne Heim, ohne Familie im buchstäblichsten Sinne des Wortes auf der Straße großwachsen. Diese Art Existenzen ist in Neapel sehr zahlreich. Kein Mensch kümmert sich um sie, kein Mensch weiß, woher sie kommen, wohin sie gehen — sie sind plötzlich da, ebenso wie sie manchmal auch plötzlich wieder verschwinden.

Anders bei Giuberti. Er war auch nichtsnutzig und konnte nur notdürftig lesen und schreiben, aber er war von einer rührigen, unabläßig aufmerksamen und auf seinen Nutzen bedachten Schlauheit und Durchtriebenheit. Im Anfang seiner neapolitanischen Laufbahn hatte er sich durch Betteln und gelegentliche kleine Diebstähle versorgt mit dem, was er brauchte, dann war er Streichholzhändler, Zeitungsjunge, Wasserverkäufer, Camorrist, Kellner, Polizeispion geworden, bis er endlich, dem Drange seines Herzens folgend, Pfandleiher wurde. Das war das Ideal seines Sinnens und Denkens. Aus Not und Leichtsinn, aus Diebstahl, Hehlerei und allen Untugenden seiner lieben Mitbürger Nutzen zu ziehen, das war sein Beruf, seine Kunst. Darin hatte er es auch weit gebracht, so daß er gelegentlich auch einmal einen großen Fisch in seinen Netzen fangen konnte. Und als er erst so weit war, als er mittlerweile zu Vermögen und zu einer gewissen gemästeten Würde und Behäbigkeit in seiner äußeren Erscheinung gelangt war, da erfand er das Wort, das so recht seinen verschlagenen, hinterhaltigen, verlogenen und scheinheiligen Charakter illustrierte und das lautete: Das Eigentum ist heilig!

Man mußte ihn sehen, wenn er, der Hunderten und Tausenden ihre paar Notgroschen abgenommen, um sich zu bereichern, mit der dicken, rotglühenden Nase, dem gedunsenen Ge-

---

*) Santa auf deutsch die Heilige, Santina also eigentlich die kleine Heilige.



Projektierte Methode zum Aufnehmen und Absetzen von Passagieren während der Fahrt eines Eilzuges in den Vereinigten Staaten.

sicht, in dem fleckigen und beklecksten schwarzen Rock, den er stets von oben bis unten zugeknöpft trug, mit seiner salbungsvollen Art sagte: „Das Eigentum ist heilig!“ Natürlich verstand Don Leone — so hieß der alte Giuberti im Volksmund — unter dem Eigentum nur das, was ihm gehörte, nicht das der anderen. Nur wenn *seine* Ansprüche in Frage kamen, und wenn andere über seine Härte und Grausamkeit, womit er seine Ansprüche verfolgte, klagten, dann trat die „Heiligkeit des Eigentums“ in Aktion. . . .

Don Leone hatte nach dem Essen in der Villa Marini Kaffee in irgend einer Ecke getrunken. Nachdem er das Geschäft behäbig und in aller Umständlichkeit besorgt, stand er langsam auf und lauschte einen Augenblick in den Park hinaus. Er hörte die Stimme des Commendatore Marini draußen, der auf einer Gartenbank saß und eben seinen Gästen mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit und Geschicklichkeit allerlei Schnurren und Schwänke erzählte.

„Na warte,“ murmelte Don Leone für sich, „ich werde dir nun einmal Wasser in deine Pfeife gießen.“*)

Damit schob er sich in der ihm eigentümlichen Weise schleichend und schlängelnd zur Thüre hinaus in den Park. Da stand er plötzlich vor Marini.

„Ich muß gehen, Signor Commendatore,“ sagte er einfach.

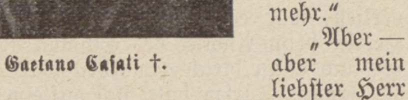
„Ah, wie leid mir das thut, mein lieber, mein bester Herr Giuberti!“ entgegnete Marini verbindlich und rasch aufstehend. „Nun, ich wünsche Ihnen gute Nacht und glückliche Träume. Auf Wiedersehen!“

Wenn Marini vielleicht geglaubt hatte, daß Don Leone sich nun aus Rücksicht auf die Gesellschaft oder aus Erkenntlichkeit für die splendide Bewirtung, ohne Aufsehen zu erregen, zurückziehen würde, so hatte er sich schwer geirrt. Don Leone sah ihn mit einer durchbohrenden Ruhe und fast verächtlichen Kälte an und sagte wieder einfach: „Wo ist mein Geld?“

„Hm!“ machte der Commendatore verlegen und zog ihn auf die Seite. Er war offenbar betroffen über diese rücksichtslose Art Giubertis, mit der er seine Geschäfte erledigte. Die übrigen, seine bisherigen Zuhörer, merkten sofort, daß es sich um eine delikate Angelegenheit handle und zerstreuten sich rasch in den Park. Nur der junge Marini, der Sohn des Commendatore, blieb wie angewurzelt stehen und horchte, starr vor Staunen, auf das ihm wohl gänzlich unerwartete Gespräch.

„Hm! Ich werde Ihnen morgen mit dem frühesten das Geld in Ihre Wohnung senden, mein bester Herr Giuberti. Haben Sie keine Sorge. Ich halte zuversichtlich Wort. Sie erhalten morgen früh Ihre zwölftausend Lire und werden mit mir zufrieden sein,“ sprach Marini nunmehr hastig und erregt auf Don Leone ein.

„Sie sind im Irrtum, Herr Commendatore, wenn Sie glauben, Sie könnten mich mit Worten abspeisen, sie mögen lauten, wie sie wollen,“ erwiderte Don Leone mit seiner kalten ruhigen Stimme. „Die einzige Beredsamkeit, die bei mir zieht, sind die Scheine der Banca nazionale. Ich will mein Geld, Herr Commendatore, mein Eigentum, verstehen Sie. Eigentum ist heilig! Also dürfen Sie mir das meinige nicht vorenthalten, auch nicht bis morgen früh. Keine Stunde mehr.“



Gaetano Casati †.

„Aber — aber mein liebster Herr Giuberti, wo — wo soll ich denn jetzt, bei einbrechender Nacht, zwölftausend Lire hernehmen?“

„Das hätten Sie sich seit sechs Monaten fragen sollen, denn seit sechs Monaten wissen Sie, daß der Wechsel, den Sie mir gaben, heute fällig ist,“ entgegnete Don Leone prompt.

„Hm, nun gut, Herr Giuberti, wir wollen das arrangieren. Machen Sie mir Ihre Vorschläge. Es kommt mir auf ein Prozent mehr oder weniger nicht an, nur lassen Sie mir Zeit, prolongieren Sie —“

„Mein werter Herr Commendatore, Sie irren sich wieder, wenn Sie glauben, daß ich solche Geschäfte mache,“ unterbrach ihn Don Leone. „Ich will solchen Verdienst nicht, sondern bin froh, wenn erst das beglichen ist. Und nun lassen Sie uns kurz sein. Haben Sie Geld oder nicht?“

„Bester Herr Giuberti —“

„Wenn ich jetzt mein Geld nicht erhalte, sind Sie in zwei Stunden sequestriert. Haben Sie das verstanden?“

„Sie wollen —?“

„Ich fahre von hier direkt zum Vollstreckungsbeamten und lasse Ihre Villa mit allem, was drin und dran ist, sequestrieren, bis Sie mich bezahlen.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Far acqua nella pipa = Wasser in die Pfeife gießen, ist eine neapolitanische Redensart, die etwa heißen will: Den Spaß verderben oder dem Unfug ein Ende machen.

Illustrierte Rundschau.

In Schweden ist es im Werke, die berühmten **Trollhättafälle des Göta-Elf** durch Anlage von großen elektrischen Kraftstationen der Industrie weitum im Lande dienstbar zu machen. Schon säumen Fabrikanlagen das linke Ufer der Fälle. Die auf 225,000 Pferdekräfte geschätzte Gewalt der Wassermasse soll durch elektrische Kraftübertragung nach allen Städten Südschwedens verteilt werden und dort als Triebkraft Verwertung finden. — Der greise Marschendichter **Hermann Allmers,** dessen achtzigster Geburtstag vor einem Jahre allgemein in Deutschland gefeiert wurde, ist auf seinem Familienstammgut Rechtenfleth bei Bremen gestorben. Sein „Marschenbuch“ und die „Römischen Schlendertage“ werden noch lange von der Begeisterungsfrische und kraftvollen Schilderungskunst dieser markigen Dichterpersönlichkeit zeugen. — Im amerikanischen Eisenbahnwesen ist eine bemerkenswerte Neuerung projektiert. Zum Aufnehmen und Absetzen von Passagieren während der Fahrt eines Eilzugs ist der obenstehend abgebildete **Sattelwagen** bestimmt, ein eisernes Gerüst, das an der einen Seite mit einem kleinen geschlossenen Raum zur Aufnahme der Reisenden versehen ist. Das Eisengestell steht mittels kleiner Räder auf zwei Hilfsschienen, die innerhalb der Station parallel neben den eigentlichen Schienen einherlaufen, es ist so groß, daß der Eilzug gerade darunter durchlaufen kann, ohne es zu berühren. Auch oben hat das Gerüst kleine breite, abwärts gerichtete Räder, welche Schienen entsprechen, die über die Wagendecken des Schnellzugs laufen. Der Mechanismus arbeitet nun so, daß der Sattelwagen sich, sobald der Zug in das Gerüst einläuft, um diesen schmiegt und an dem letzten Wagen festen Halt findet, so daß bis zur nächsten Station die Auswechslung der Passagiere und des Gepäcks erfolgen kann. Dort löst sich der Sattelwagen vom Zuge. — In Como starb der italienische Afrikareisende **Gaetano Casati.** Als Bersaglierioffizier hatte er sich in den Feldzügen von 1859 und 1866 und später bei Unterdrückung des Räuberunwesens in Süditalien ausgezeichnet, ehe er jene Reise in den Sudan antrat, die er in dem Buche „Zwölf Jahre in Aequatorialafrika“ geschildert hat. Seine Schicksale während des Aufstands des Mahdi, die Dienste, die er als treuer Gefährte Emin Paschas diesem geleistet hat, erregten in Deutschland lebhaftes Interesse für den kühnen Forscher.

Die Funkenfeuer am Weißen Sonntag in Oberschwaben.

(Mit Bild auf Seite 116.)

Mit dem Namen Weißer Sonntag wird in Deutschland vielerorts der Sonntag nach Ostern bezeichnet nach einem Brauche in der altchristlichen Kirche. An diesem Sonntag legten die Neugetauften das vom Karsonnabend an getragene weiße Kleid wieder ab. Im Alemannischen jedoch, in Oberdeutschland und insbesondere in Schwaben heißt der erste Fastensonntag Weißer Sonntag. Auch Funkensonntag oder Funkentag wird er in Oberschwaben genannt, weil

es hier seit uralter Zeit an diesem Tage gebräuchlich ist, große Feuer im Freien anzuzünden und dabei brennende Räder und Scheiben in die Luft zu schleudern. Der Brauch ist ein Rest des altgermanischen Frühlingsfestes. Am Funkentag ißt man in den Gehöften und Ortschaften der Schwäbischen Alb zum erstenmal wieder ohne Licht zur Nacht. Nach dem Abendessen gehen die Burschen auf eine nahegelegene Anhöhe oder eine Wiese vor dem Ort und zünden dort das Funkenfeuer an. Alt und jung kommt herzu. Hie und da zieht die Schuljugend auch mit Fackeln oder Stangen, die oben mit brennendem Material gefüllte Fäßchen tragen, singend und tanzend um den lodernden Holzstoß.

Der Granatstern.

Novellette von **Robert Robertus.**

„Franziska!"

„Gnädige Frau!"

„Reiche mir noch etwas von meinem Haarschmuck, einen Pfeil oder eine Nadel," sagte Frau v. Fürsen, die in einer prachtvollen Gesellschaftstoilette vor einem großen Spiegel stand, in dem sie mit zufriedenem Lächeln ihr glänzendes Bild betrachtete.

In dem mit überreicher Eleganz ausgestatteten Zimmer hörte man während einiger Minuten nichts als das Knistern des schweren Damastkleides und das Geräusch, das die Finger der Jungfer verursachten, die emsig in dem Schmuckschränkchen der Gebieterin suchten.

Plötzlich wurde die Stille durch einen Ausruf der Jungfer unterbrochen. Sie hatte in einem kleinen Nebenfache unter allerlei wenig benutzten Broschen und Armbändern etwas entdeckt, das sie bisher noch nicht gesehen hatte.



Die Funkenfeuer am Weißen Sonntag in Oberschwaben. (S. 115)

„Diese Nadel haben gnädige Frau ja noch nie getragen. Sie ist zwar nicht modern, aber zu dieser Toilette würde sie sich vielleicht doch recht gut ausnehmen," sagte Franziska, indem sie sich der Herrin näherte.

Frau v. Fürsen wandte sich langsam um. Einen Moment ruhten ihre schönen, dunklen Augen auf dem etwas plumpen Haarschmuck von großen Granaten, die in Form eines Sternes gefaßt waren. Dann nahm sie die Nadel rasch, beinahe heftig aus den Händen ihrer Jungfer.

„Ich werde sehen, ich werde sehen," sagte sie mit einer Hast, die der ruhigen, kalten Weltdame sonst ganz fremd war. „Ich bin fertig. Wenn ich dich brauche, werde ich klingeln, Franziska."

Der Jungfer, die geräuschlos das Zimmer verließ, war es nicht entgangen, daß ihre Herrin beim Anblick des Schmuckes plötzlich rot und dann bleich geworden war.

Frau v. Fürsen hatte sich auf einen Sessel niedergelassen. Ihre weiße, wohlgepflegte Hand mit den vielen Ringen hielt noch immer den Granatstern.

Wie lange war es her, daß sie nicht mehr daran gedacht hatte, nicht mehr daran hatte denken wollen an diese Erinnerung! Doch nun tauchten all diese Bilder wieder auf. Sie sah ihn ganz deutlich vor sich, den kleinen Salon mit den verschossenen blauen Seidenmöbeln, die so sorgfältig jeden Abend von ihrer Mutter zugedeckt wurden, als seien sie die größten Kostbarkeiten.

Ja, sie hatten einmal bessere Tage gesehen. Wie oft hatte ihr nicht die Mutter, die aus einer angesehenen Familie stammte, die traurige Geschichte ihres Unglücks erzählt! Ohne eigenes Verschulden hatten sie ein ziemlich bedeutendes Vermögen verloren. Und als dann ihr Mann gestorben war, hatte er ihr und dem einzigen Kinde nichts als eine geringe Pension hinterlassen, die trotz der größten Sparsamkeit doch nur knapp für ihre Bedürfnisse ausreichte.

Mit siebzehn Jahren war sie ein schönes Mädchen, dem die Blicke der Vorübergehenden, wenn sie über die Straße ging, bewundernd folgten. Die Mutter schüttelte oft traurig den Kopf, daß ihre geringen Mittel ihr nicht erlaubten, durch eine vorteilhafte Toilette die Schönheit ihres Kindes noch mehr zu heben.

Außer ihrer Anmut und Schönheit besaß

Humoristisches.

Ein Tag aus dem Leben des kleinen Fritz Nörgelmeier.



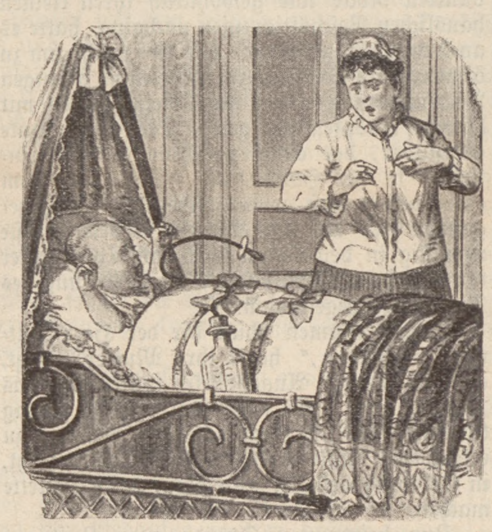
Hm, halb sieben Uhr, da rührt sich noch kein Mensch im Hause. Jetzt hab' ich sie die ganze Nacht in Ruh gelassen und trotzdem verschlafen sie sich. Na, da müssen wir mal einen kleinen Brüller probieren!



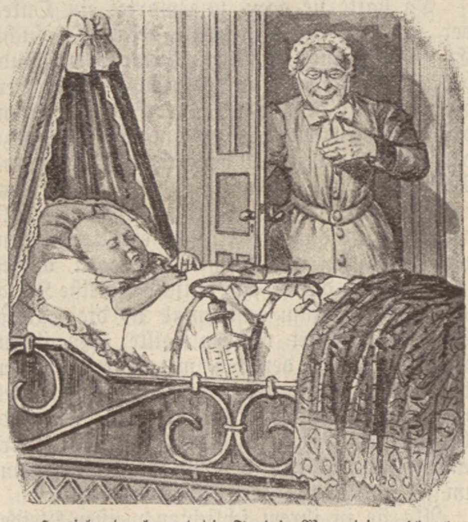
Das hat geholfen, da wird's schon lebendig. Aha! Das ist die Mama! Jetzt werde ich wohl bald meine Flasche bekommen; vertragen könnte ich sie schon.



So, da ist ja auch der Herr Papa! Nun muß er sich aber sputen, wenn er noch rechtzeitig auf dem Bureau sein will. Ja, so geht's, wenn man abends so lange ausbleibt!



Hurra, da ist die Flasche ja! Das ist hübsch — wenn die Mama auch nicht da wär'! — Hm, da ist aber sauber am Zucker gespart worden. Die wird liegen gelassen. Etwas Zucker wird man doch noch verlangen können!



Herrjeh, da kommt die Tante! Wenn die mich aber küssen will, dann wird geschrien! Thun wir lieber, als ob wir schliefen.



Also doch! Unverschämt! Mir so im Gesicht herumzufahren! Jetzt wird aber aus vollem Halse geschrien, dann bekommt sie von Mama einen Ordentlichen heruntergeputzt, daß sie mich geweckt hat.



Da wär' die Käthe ja auch. Nun fahren wir ein Stündchen aus. Jetzt heißt es aufgepaßt, daß man nicht mit dem Kopf zu unterst zu liegen kommt. Bei der kommt's auf eine kleine Beule nicht an.



Das ist hübsch! Da kommt ihr Herr Unteroffizier! Der reine Zufall natürlich. Da kann's einem wieder mal blühen, daß man eine kleine Stunde mit dem Gesicht nach der Sonne sich amüsieren kann.



Gott sei Dank, da liegen wir endlich wieder in der Klappe! Das war wieder mal ein kritischer Tag erster Ordnung. Jetzt noch die obligaten Busserln und dann: Gute Nacht!

sie noch etwas: ein nicht unbedeutendes musikalisches Talent. Sie hatte es von ihrer Mutter geerbt, die früher sehr gut Klavier gespielt hatte. Aber das war schon lange her, und die Jahre hatten die Finger steif gemacht, und Not und Sorgen die Freude an der Musik benommen. So konnte denn die Mutter zu ihrer großen Betrübnis, da die Mittel fehlten, nichts für die musikalische Ausbildung ihrer Tochter thun.

Da lernten sie bei einer weitläufigen Verwandten einen jungen Musiker kennen, der sich auf den ersten Blick in das hübsche Gesicht und das anmutige Wesen der armen Else verliebte. Sie hatte in ihrem harmlosen Sinne damals von ihrer Eroberung keine Ahnung gehabt und sich nur sehr gewundert, als ihr die Mutter auf dem Heimwege erzählte, daß Herr Heinrichs so gut sein wolle und ihr Unterricht im Klavierspielen erteilen.

Sie machte rasche Fortschritte, denn sie besaß nicht nur Talent, sondern auch Fleiß und Ausdauer. Wenn sie ein Stück immer und immer wieder mit großer Aufmerksamkeit übte, so that sie es nicht nur aus Liebe zur Kunst, sondern auch um ihrem Lehrer, der stets so gut und zuvorkommend zu ihr war, eine Freude zu bereiten. Oft sprach er mit ihrer Mutter über Musik, dann mußte sie ihn bewundernd anschauen. Die Begeisterung, die aus seinem Blicke strahlte, fesselte sie und ließ an ihm alles schön erscheinen.

Ja, er war wirklich gut und freundlich. Das merkte sie immer mehr, je besser sie ihn kennen lernte. Seine Unterrichtsstunden waren ihr schließlich ein Bedürfnis geworden. Wenn er sie einmal ausfallen ließ, so fehlte ihr etwas. Sie hörte es so gerne, wenn er lobend zu ihr sprach, es machte ihr so viele Freude, mit ihm zu plaudern, nicht nur über Musik, sondern auch über etwas anderes. Und das geschah in der letzten Zeit immer öfter. Nur wußte sie nicht, wie es kam, daß sie unwillkürlich abbrach und rasch ein anderes Gesicht machte, wenn die Mutter ins Zimmer trat. Dieser entging nicht das veränderte Benehmen ihrer Tochter, und sie merkte wohl, daß sich da hinter dem alten Klavier eine kleine Herzensgeschichte abspielte. Aber sie hatte ihren Grund, zu dieser, wie sie meinte, ganz ungefährlichen Spielerei ein Auge zuzudrücken.

Desto mehr erstaunte sie, als Herr Heinrichs eines Tages in aller Form um die Hand ihrer Tochter anhielt. Daß die Sache eine solche Wendung nehmen werde, hatte sie nicht vermutet. Aber sie war eine kluge Frau und ließ sich den Unwillen, den sie bei seinen Worten empfand, nicht merken. Sie wußte, daß, wenn sie die Bitte des jungen Musikers einfach abschlagen würde, wie sie es am liebsten gethan, natürlich der Unterricht aufhören müsse. Sie dachte daran, daß sie dann seine bisherigen Bemühungen nicht unentgeltlich annehmen könne, wie es jetzt der Fall gewesen war. Und sie war zu stolz, sich merken zu lassen, daß ihr die Mittel dazu fehlten. So beschloß sie denn, der Ausbildung ihres Kindes zuliebe, den jungen Mann nicht ganz ohne Hoffnung zu lassen, war aber dabei fest entschlossen, diese Verbindung, die sie für eine ganz unpassende hielt, niemals zuzugeben.

Else hatte natürlich damals von diesen Ideen keine Ahnung und war nur sehr verwundert, als die Mutter ihr mit ernster Miene mitteilte, daß von einer Verlobung vorläufig nicht die Rede sein könne, da sie noch viel zu jung sei, und Herr Heinrichs sich zuerst eine passende Stellung erwerben müsse.

Der junge Musiker beteuerte, daß er seine ganze Kraft anstrengen wolle, um dieses Ziel bald zu erreichen, und betrachtete von diesem Augenblicke an Else als seine Braut.

Zu ihrem Geburtstage war er gekommen, um ihr zu gratulieren. „Ich habe dir ein kleines Andenken mitgebracht," hatte er strahlend vor Freude gesagt und ein sorgfältig eingeschlagenes Päckchen vor sie hingelegt.

Neugierig hatte sie die Umhüllung gelöst und das Etui geöffnet. „Ist das für mich, wirklich für mich?" hatte sie erstaunt ausgerufen und dabei voller Bewunderung auf den Granatstern geschaut, der groß und glänzend vor ihr lag.

„Ja, es ist für dich, für dich, meine Else," sagte der junge Musiker. „Wie glücklich bin ich, daß es dir gefällt!"

Und wie es ihr gefallen hatte, das empfand sie jetzt nach all diesen Jahren noch einmal bei der Erinnerung an diese Scene. Wie hatte sie den Stern von allen Seiten betrachtet! Mit welchem Entzücken hatte sie auf die in der Sonne funkelnden Steine geschaut, und mit welch kindlichem Erstaunen hatte sie die Hand davor gehalten, um die Wirkung der Granaten im Dunklen zu sehen! Ja, der Granatstern erschien ihr damals wie ein Schatz, wie die größte Kostbarkeit; denn sie hatte in ihrem Leben nicht viel Schmuck gesehen und besaß selber nur eine alte Brosche, von der man eigentlich nicht recht sagen konnte, woraus sie gefertigt war.

Alle Sonntage schmückte sie sich mit den Granaten, und dann kam sie sich so vornehm, so reich vor, daß sie unwillkürlich den Kopf etwas höher trug.

Da hatte sie ganz unerwartet ein Onkel, der sich auf der Durchreise befand, besucht. Er wollte seiner hübschen Nichte eine Freude bereiten und hatte sich deshalb, da er in Verbindung mit dem in der Stadt garnisonierenden Regiment stand, um eine Einladung zu dem großen Kasinoball beworben. Mutter und Tochter waren anfänglich über seinen Plan recht erstaunt, aber ihre Bedenken wurden bald besiegt. Und dann war es an ein Ueberlegen, an ein Kaufen und Nähen gegangen, bis es endlich fertig dalag, das einfache, weiße Kleid, in dem Else zum erstenmal in die „große Welt" eingeführt werden sollte. In ihrem Entzücken, das dennoch mit einer gewissen Bangigkeit untermischt war, hatte sie alles dies dem jungen Musiker erzählt. Er teilte ihre lebhafte Freude und bat sie, ihm zu erlauben, am Abend des Balles zu kommen, um sie in ihrem Glanze zu bewundern.

Als sie in ihrem schlichten weißen Kleide, als einzigen Schmuck eine frische Rose in dem dunklen Haar, in den Salon trat, wo der junge Musiker bereits wartete, da konnte sie in dem Ausdrucke seines Gesichtes besser als in dem Glase des Spiegels die Wirkung ihrer Schönheit sehen. „Du bist so schön, so schön wie eine Königin," hatte er bewundernd gesagt.

Dann, als die Mutter hinausgegangen war, um den Mantel für ihre Tochter zu holen, hatte der Künstler gesagt: „Weißt du, Else, ich schreibe jetzt eine Oper. Eigentlich wollte ich es dir nicht eher sagen, als bis ich damit fertig geworden wäre, aber heute kann ich kein Geheimnis vor dir haben, denn ich bin glücklich, unendlich glücklich. Denke dir, einem meiner früheren Lehrer, dessen Urteil sehr maßgebend ist, habe ich einige Stellen aus meinem Werke vorgelegt. Er hat mich gelobt und gesagt, daß es sehr gut werden könne. Vielleicht kann ich doch eher, als ich gedacht, mein Ziel erreichen."

Sie war zu zerstreut und zu sehr mit sich beschäftigt gewesen, um auf seine Gedanken eingehen zu können. Und um ihm doch irgend etwas auf seine Rede zu erwidern, hatte sie nur versetzt: „Das wäre ja schön, sehr schön."

Er hatte es sich nicht nehmen lassen, sie bis an den Wagen zu begleiten. Und während sie die Treppen hinunterstiegen, hatte er ihr leise zugeflüstert: „Ich werde jetzt gleich nach Hause gehen und die ganze Nacht arbeiten. Dein Bild soll mir vorschweben, und dann werde ich lauter schöne Gedanken haben."

Wie sie jetzt in ihrem Geiste noch einmal diese Erinnerungen durchlebte, da mußte sie sich eingestehen, daß jener Abend der Wendepunkt ihres Geschickes gewesen war.

Es war nicht nötig, daß der Onkel sich um Tänzer für sie bemühte, denn sie war den ganzen Abend von einer Schar der elegantesten Kavaliere umgeben, die sich alle der reizenden neuen Erscheinung vorstellen ließen. Sie hatte damals gar nicht bemerkt, welch große Erfolge sie auf diesem Feste errungen. In kindlicher Freude hatte sie nur immer die glänzenden Gestalten ihrer Tänzer betrachtet und konnte nicht genug die schmucke Husarenuniform des Leutnants v. Fürsen bewundern, der kaum von ihrer Seite wich und sich durch allerlei Aufmerksamkeiten ihr gegenüber bemerkbar machte. Sie hatte es gar nicht beachtet, daß er sich noch ganz besonders ihrer Mutter vorstellen ließ und mit ihr längere Zeit eifrig sprach; sie fand auch nichts Auffallendes darin, als er sie am Schlusse des Balles an den Wagen begleitete.

Am nächsten Morgen, als sie noch ganz ermüdet von den ungewohnten Anstrengungen des gestrigen Tages in ihrem abgetragenen dunklen Rocke wie gewöhnlich ihren kleinen häuslichen Beschäftigungen nachging, hatte es an der Thür geläutet. Sie lief rasch, um zu öffnen, und sah sich zu ihrer nicht geringen Verwunderung einem stattlichen Lakaien mit blanken Knöpfen und gelben Tressen am Hute gegenüber, der einen prachtvollen Blumenstrauß in der Hand hielt. Sie wollte ihm eben sagen, daß er wahrscheinlich falsch gegangen sei, als ihre Mutter herbeieilte, sie unwillig in den Salon schob, die Thür hinter ihr schloß und dann selbst die Bestellung des Dieners entgegennahm.

„Diese Blumen schickt dir der Herr Leutnant v. Fürsen," hatte ihre Mutter gesagt, als sie wenige Augenblicke später in das Zimmer trat. „Er selbst wird heute mittag kommen, um sich nach unserem Befinden zu erkundigen. Wir wollen alles, so gut es geht, in Ordnung bringen und dann rasch Toilette machen."

Zur bestimmten Stunde war Leutnant v. Fürsen erschienen. Und dann hatte sich sein Besuch in der nächsten Zeit oft, sehr oft wiederholt. Die Mutter konnte nicht genug seine Liebenswürdigkeit und besonders seinen Reichtum hervorheben.

Und dann war ein Tag und eine Stunde gekommen, an deren kleinste Einzelheiten sie sich jetzt noch mit peinlicher Genauigkeit erinnerte. In dem kleinen Salon war es nach einer stürmischen Scene ganz still geworden, so still, daß man das Ticken der Wanduhr hören konnte. Die Mutter saß auf ihrem gewöhnlichen Platze am Fenster und stach nervös mit der Stricknadel in das vor ihr liegende Knäuel. Sie selbst hatte sich mit beiden Armen auf das alte Klavier gestützt und das Gesicht in ihren Händen vergraben. Es war ihr noch immer, als vernehme sie das Klirren von Sporen, das Aufstoßen des Säbels auf der Treppe. Und es konnte ja nicht mehr möglich sein, denn es war gewiß schon eine halbe Stunde, daß er sie verlassen hatte.

„Es ist dein Glück, Kind, ich sage dir, dein Glück," unterbrach da die Stimme der Mutter die Ruhe. „Er ist schön, reich, vornehm — kannst du dich da auch nur noch einen Augenblick besinnen? Du wärst eine Thörin, wolltest du die Hand, die er dir bietet,

ausschlagen. Was besitzest du denn? Jugend und Schönheit. Aber bedenke, die Jahre vergehen rasch, und Anmut verschwindet."

„Mutter," sagte sie und hob das bleiche Haupt aus den Händen, „ich weiß nicht; thu, was du willst, aber —" Sie stockte plötzlich und wußte nicht, wie es kam, daß ihr ein Name, den sie sonst mit solcher Leichtigkeit aussprach, heute nicht über die Lippen wollte.

„Ist es möglich, Kind, daß du wirklich an den armen Musiker denkst? Wenn du seine Frau wirst, erwartet dich ein trauriges Los, ein Leben voll Not und Entbehrungen. Wird es dir denn so schwer, zwischen einer Dachstube und einem Palaste zu wählen? Frau v. Fürsen wird alles haben, was sie wünscht: elegante Toiletten, Equipage, Dienerschaft."

In dem kleinen Salon war es allmählich immer dunkler geworden. Der Platz am Fenster war leer, nur sie befand sich noch in dem Zimmer; noch immer auf das Klavier gestützt, schaute sie starr auf die Porträts an der gegenüberliegenden Wand, deren Umrisse sie kaum noch der tiefen Schatten wegen unterscheiden konnte. Sie merkte es nicht, daß die Nacht hereingebrochen war, denn in ihrem Innern tobte ein Sturm, den sie nicht zu beschwichtigen wußte.

Ja, sie sah ihn deutlich vor sich, den kleinen, schwächlichen Musiker mit dem blassen Gesicht und dem langen Haar. Und daneben erschien die hohe, vornehme Gestalt des Leutnants v. Fürsen mit dem frischen, männlichen Antlitz und den blitzenden Augen. Je mehr sie hinsah, je glänzender und deutlicher wurde die Erscheinung des Offiziers, während das Bild des Musikers mehr und mehr zu verschwinden schien. Und als endlich die Mutter mit der Lampe in das Zimmer trat, stand vor ihrem Auge nur noch die hohe Gestalt des stattlichen Kavaliers in der schmucken Husarenuniform.

„Nicht wahr, du hast dich entschieden, Kind?" fragte die Mutter. „Morgen, wenn Herr Heinrichs kommt, will ich ihm gleich alles sagen."

Und sie hatte kein Wort erwidert und nur eilig das Zimmer verlassen. —

Am nächsten Tage zur selben Stunde, die sie sonst am Klavier neben ihrem Lehrer zuzubringen pflegte, saß sie im Nebenzimmer über ein Buch gebeugt. Aber sie las nicht, denn ihre Gedanken weilten drüben in dem Salon, aus dem die Stimmen der Mutter und des Musikers klangen. Ab und zu, wenn das Gespräch lauter wurde, preßte sie ihre Hände fest an die Ohren, denn sie wollte nichts von dem hören, was dort vor sich ging.

Dann vernahm sie das Rücken von Stühlen, das Auf- und Zumachen der Thür und den Klang von Schritten auf der Treppe.

„Er geht," sagte sie leise und öffnete hastig die Thür, die in den Salon führte. Das Zimmer war leer; sie trat an das Fenster, und die Stirn fest an die Scheiben gedrückt, hatte sie hinaus auf die Straße geblickt. Wie lange es dauerte, bis er kam! Aber endlich stand er doch unten vor der Thür. Einige Augenblicke verharrte er in derselben Stellung, dann schob er den Hut aus der Stirne und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wolle er sich auf etwas besinnen. Und dann hatte er hinaufgeschaut, hinauf nach ihren Fenstern, und in dem Blicke seines Auges hatte ein so unendlich tiefer Schmerz gelegen, daß es sie jetzt noch bei der Erinnerung wie ein Frösteln überkam.

Die Mutter war dann in das Zimmer getreten. „Es ist alles gut," hatte sie gesagt. „Er war sehr vernünftig und einsichtsvoll und hat durchaus keine Schwierigkeiten gemacht. Uebrigens glaube ich, daß die Lösung dieses aussichtslosen Verhältnisses auch in seinem Interesse ist." —

Die nächsten Wochen hatten so viel Neues, Außergewöhnliches gebracht, daß gar keine Zeit übrig blieb, an die Vergangenheit zu denken. Sie hatten ihre kleine Wohnung verlassen und waren dafür in ein schönes Quartier gezogen. Dann war sie die Braut des Leutnants v. Fürsen geworden und hatte sich heimlich gefreut, wenn die Leute, die sie früher als das arme kleine Mädchen in dem dürftigen grauen Kleide gekannt, sich jetzt verwundert nach der eleganten Dame umschauten, die so stolz am Arme des stattlichen Husarenoffiziers einherschritt.

Am Tage der Verlobung hatte ihr Bräutigam die Granaten, die sie alter Gewohnheit gemäß angelegt hatte, aus ihrem Haar genommen und dabei gesagt: „Du mußt diesen Stern nicht mehr tragen, Else; er ist geschmacklos und unmodern." Und dann hatte er ihr ein prächtiges Diadem von Diamanten auf die dunklen Locken gelegt. Sie hatte sich wohl sehr gefreut über diesen kostbaren Schmuck, und doch war ihre Freude so ganz anders gewesen wie damals, als der arme Musiker ihr die jetzt so gering erscheinenden Granaten gebracht hatte.

— — — — — — — — — — — —

Frau v. Fürsen wurde aus ihren Träumereien durch die Stimme der Jungfer geweckt.

„Gnädige Frau, der Wagen ist vorgefahren, und der Herr Baron wartet bereits."

Die Dame in der eleganten Toilette erhob sich lautlos und gab der Dienerin ein Zeichen, ihr den Mantel um die Schultern zu legen.

„Haben sich gnädige Frau schon für einen Haarschmuck entschieden?" fragte die Jungfer. „Vielleicht die Diamanten?"

„Nein, ich will heute überhaupt keinen nehmen. Ich habe Kopfschmerzen," fügte Frau v. Fürsen hinzu, als sie den erstaunten Blick der Jungfer bemerkte. Dann legte sie den Granatstern, den sie noch immer in der Hand hielt, auf den Toilettentisch zurück.

Es war keine bloße Laune, als sie zu der Dienerin soeben geäußert hatte, sie habe Kopfschmerz. Sie fühlte sich angegriffen, ein leichtes Frösteln rann durch ihre Glieder. Diese Empfindung der Kälte hörte selbst nicht auf, als sie, in Pelz und Decken gehüllt, sich in die weichen Polster des atlasgefütterten Coupés zurücklehnte. Neben ihr saß ihr Gatte, schweigsam wie immer. Der elegante Wagen rollte auf den mit Gummi belegten Rädern so geräuschlos dahin, daß man nur das Aufschlagen der Pferdehufe auf das Steinpflaster hörte.

Unwillkürlich nahm sie ihre Erinnerungen wieder auf.

Ja, die Mutter hatte recht gehabt, als sie ihr damals die Vorzüge, welche die Frau des Herrn v. Fürsen erwarteten, vorstellte. Sie hatte elegante Toiletten, Equipage, Dienerschaft. Aber machen diese Dinge glücklich? Die schöne Frau seufzte.

Doch da hielt der Wagen; der Diener öffnete den Schlag.

In den strahlend erleuchteten Räumen, inmitten einer glänzenden Gesellschaft war Frau v. Fürsen wieder die gewandte Dame der Welt. Sie bildete wie immer den Mittelpunkt einer Schar der elegantesten Kavaliere.

„Gnädigste Frau wollen heute nicht tanzen, und ich sollte mich also vergebens den ganzen Abend auf die Quadrille gefreut haben?" sagte ein stattlicher Offizier, indem er mit einer leichten Verbeugung auf die Gruppe zutrat, in der sich Frau v. Fürsen befand.

Der Herr in der prächtigen Uniform war der Kommandeur des Regiments, dem natürlich die Frau eines seiner Offiziere die Bitte um einen Tanz nicht versagen durfte. Daher ergriff Frau v. Fürsen den ihr dargebotenen Arm mit einem verbindlichen Lächeln.

In dem großen, eleganten Ballsaale herrschte reges Leben. Die Paare nahmen Stellung zu der Quadrille, die Festordner huschten gewandt bald hierhin, bald dorthin und wiesen den Tanzenden die Plätze an.

Der Eingangsthür gegenüber an dem großen Flügel saß der Klavierspieler, eine schwächliche Gestalt in dürftigem, fadenscheinigem Frack. Der müde Blick seiner Augen, die tiefen Falten in dem schmalen, blassen Gesicht zeugten von Not und Entbehrungen, die den Armen wohl vor der Zeit zum alten Manne gemacht hatten.

Frau v. Fürsen trat mit einem zufriedenen Lächeln auf dem schönen Antlitz zum Tanze an. Sie ließ ihre Blicke durch den prächtig erleuchteten Raum schweifen, über die Menge der Tanzenden hinweg, bis hinüber nach dem Platze, wo der Klavierspieler saß, der in diesem Moment seine müden Augen von den Noten erhob.

„Mein Gott, gnädige Frau, was ist Ihnen?" unterbrach der Oberst seine Rede, die er soeben an Frau v. Fürsen richtete.

Es entstand eine Bewegung; man führte die totenbleiche Dame, die am ganzen Körper zitterte und halb ohnmächtig war, in ein Nebenzimmer, wo die Dame des Hauses und die Dienerschaft sich um sie versammelten.

Als der letzte Akkord verklungen war, ließ der Klavierspieler seine Finger schlaff von den Tasten auf seine Kniee gleiten und blickte starr, bewegungslos auf seine mageren, gelblichen Hände.

Der Festordner machte eine Bewegung mit dem Klapphut. Der Klavierspieler, dem dieses Zeichen galt, sah es nicht gleich und wurde deshalb etwas unsanft durch einen Zuruf aus seinen Träumereien aufgeschreckt. Und wieder tönte fest und sicher durch den Raum die Begleitung zur Quadrille.

In dem eleganten Ballsaale, in dem alles Leben und Fröhlichkeit atmete, ahnte niemand, daß inmitten dieses Glanzes und dieser Pracht ein armes, müdes Herz verzweifelnd mit sich rang. Niemand ahnte, daß der kleine, schwächliche Mann da am Klavier, der anscheinend so ruhig seine Quadrille spielte, einen unendlich schweren Kampf kämpfte. Er wollte aufspringen, davonstürzen, und es drängte sich ihm etwas in die Augen, das er nur mit äußerster Anstrengung zurückdrängte.

Doch es gelang ihm. War er nicht an Schmerz und Enttäuschung gewöhnt? Hatte sie ihn nicht, sie, die er so namenlos geliebt, treulos verlassen? Hatte er nicht mit ihr alles verloren: seine Energie, seine Ideale, sein Talent? Und hatte er nicht alle die Jahre als elender Klavierspieler sich genügen lassen und sein Leben gefristet?

Wenn es sich ihm auch wie ein Schleier vor die Augen legte, daß er die schwarzen Zeichen auf dem weißen Notenblatte nicht erkennen konnte, es hinderte ihn nicht, sein Handwerk auszuüben, denn schon seit Jahren spielte er den beiden Geigern ja jeden Abend ganz mechanisch die Begleitung zu denselben Tänzen.

Es waren dunkle, traurige Bilder, die an seinem inneren Auge vorüberzogen. Nur schattenhaft sah er die kurze Zeit des Glücks, der Liebe und der Hoffnung, aber groß und deutlich traten vor seine Seele die Tage der Verzweiflung, des Elends, der Not. Zwischen seinen Erinnerungen tauchte immer wieder das strahlende Bild der eleganten Dame auf, in der er vor wenigen Augenblicken die ehemalige Geliebte erkannt hatte. Ja, sie war

jetzt groß, reich und vornehm, und dennoch hatte sie den Blick des armen Musikers nicht ertragen können. In seinem Schmerze empfand er eine Gewissensruhe, ein Gefühl des Stolzes, stets so gehandelt zu haben, daß er seine Augen nicht schuldbewußt niederzuschlagen brauchte.

— — — — — — — — — —

Frau v. Fürsen sollte nicht wieder auf einem Feste erscheinen. Krank kam sie heim, und wenige Wochen später trug man sie zu Grabe.

Der arme Musiker spielt, immer müder und hinfälliger werdend, den Leuten seine Tänze weiter vor. Er verlangt nichts Besseres. Die Tage, da er ehrgeizig war, sind vorüber.

Mannigfaltiges.

(Nachdr. verboten.)

Ein Räuberstückchen. — Der berüchtigte Räuber Johannes Bückler, bekannt unter dem Namen „Schinderhannes" (hingerichtet zu Mainz im Jahre 1803), war zuweilen ein lustiger Kauz.

Einst wurde ihm gemeldet, daß etwa zehn Handelsleute den Weg nach einem Städtchen nehmen würden, wo ein großer Viehmarkt abgehalten wurde. Bückler sann darauf, ihnen einen Streich zu spielen. Sie mußten auf dem Wege, den sie einschlugen, eine Stelle passieren, wo eine weite Strecke hin links vom Wege eine hochstarrende Felswand sich erhob und rechts ein tiefer Abgrund gähnte, in dem ein hochangeschwollener Bach sein trübes Wasser wälzte. Am Ende der Felswand bog der Weg in einem scharfen Winkel um den Berg herum. Es war genau ausgekundschaftet, wann die Handelsleute kommen mußten. Bückler, mit einer Doppelflinte bewaffnet, postierte sich an der Ecke der Felswand, wo der Weg umbog. Weiter zurück, am anderen Ende der Stelle, verbargen sich zwei seiner Leute, ebenfalls scharf bewaffnet, im Gebüsch.

Ahnungslos kamen die Handelsleute des Weges daher. Als die ersten nahe der Ecke, die letzten aber schon an dem Schlupfwinkel der beiden Räuber vorüber waren, trat in einem Moment Bückler von vorn, die beiden Räuber von hinten den Händlern in den Weg. Kaum vernahmen diese das entsetzliche „Halt!", den Gefürchteten erblickend, als sie mit Geschrei umkehrten und sich zur Flucht wendeten. Aber der Rückweg war ihnen abgeschnitten — zwei Flintenläufe starrten ihnen entgegen. Sie mußten stehen. Eine Weile weidete sich Bückler an der Verzweiflung der Händler, dann rief er: „Ein jeder ziehe seine Schuhe oder Stiefel aus und liefere sie mir ab!" Zitternd vor den Dingen, die da kommen sollten, hockten und knieten die Geängstigten sofort nieder und entkleideten ihre Füße, mit Schrecken an den tiefen Schmutz denkend, der sie auf der Straße und dem Markte nach dem anhaltenden Regenwetter erwartete.

Auf Befehl Bücklers wurden nun die Schuhe und Stiefel auf einen jenseits der Ecke gelegenen freien Platz gebracht, wo der Weg breiter wurde. Nachdem dies geschehen war, gebot Bückler zweien der Handelsleute, das Schuhwerk gründlich durcheinander zu mengen. Dann zog Bückler seine Uhr hervor und rief: „Ihr habt fünf Minuten Zeit, nach dieser Frist muß jeder seine Schuhe wieder an den Füßen haben. Zieht er fremde an, so schieße ich ihn tot; hat einer seine eigenen Schuhe in dieser Frist nicht gefunden, so ist es ebenfalls um ihn geschehen. Nun vorwärts!"

In unbeschreiblicher Hast stürzten die Handelsleute auf den Haufen Schuhe und Stiefel los. Jeder wollte der erste sein, jeder dem gewissen Tode entgehen. Darüber entstand eine grenzenlose Verwirrung. Manche wurden über den Haufen geworfen, andere stürzten über sie hin, wieder andere schlugen drein, und die Gegner wehrten sich tapfer — kurz, das Bild wirkte überaus komisch und ergötzlich. Bückler und seine Gesellen wußten sich kaum zu halten vor Lachen.

Endlich entließ Bückler die Händler ihrer Folter und zog lachend davon, indem er zu seinen Spießgesellen sagte: „Wollen ihnen ihr Geld lassen; sie haben Angst genug ausgestanden!" [C. T.]

Uebertrumpft. — Eine Obsthändlerin in Berlin, die ihren Stand am Museum hatte, war wegen ihrer derben und schlagfertigen Antworten allgemein bekannt. Ein Amerikaner hatte von ihr gehört und wollte sich selbst davon überzeugen; er trat an ihren Stand heran, nahm eine Melone in die Hand und sagte: „Sind das aber kleine Aepfel, die in Ihrem märkischen Sande wachsen! In Amerika sind sie doppelt so groß."

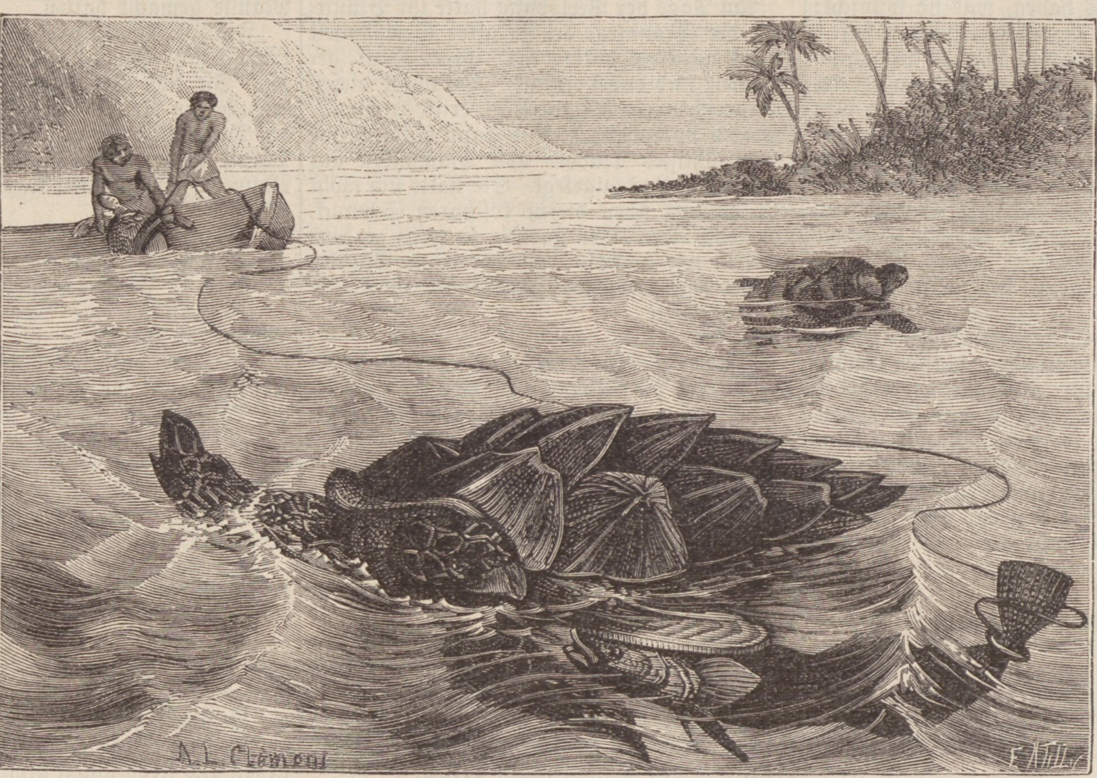
Die Alte sieht den Fremden von Kopf zu Fuß an und entgegnet dann: „Na, so blau! Welcher Esel wird denn unsere Stachelbeeren für Aepfel halten?"

Der Amerikaner war befriedigt; die Obsthändlerin hatte ihn wirklich zu übertrumpfen gewußt. [C. Hb.]

Schildkrötenjagd mit dem Kopfsauger.

(Mit Bild.)

Ein sehr merkwürdiges Tier ist der Kopfsauger, ein Seefisch der tropischen Meere. Oberhalb seines Kopfes ist ihm eine verhältnismäßig große, länglichrunde Saugscheibe angewachsen, mit der er sich an anderen Fischen, an Schiffen und Felsen festsaugt. Diesen „Kopfsauger" benutzen die Indianer an den Küsten des tropischen Amerika, um mit ihm die großen Seeschildkröten zu fangen. Sie bewahren den Fisch in einem Gefäß mit Seewasser, befestigen an seinem Schwanz einen eisernen Ring, der groß genug ist, daß er den Fisch nicht an der Beweglichkeit hindert, und klein genug, um nicht über die Schwanzflosse hinwegzugleiten. Mit dem Ring wird eine lange, dünne Leine verbunden. So vorbereitet, besteigen die Wilden ihr Boot, suchen sich einer schwimmenden Riesenschildkröte, soweit dies, ohne sie scheu zu machen, möglich ist, zu nähern und werfen den Fisch aus. Dieser flieht zunächst und folgt dann seinem Triebe, sich an dem nächsten schwimmenden Gegenstand festzusaugen. Das Brustschild der Schildkröte bietet ihm hierzu Gelegenheit. Nun braucht der Strick nur angezogen zu werden, und die Schildkröte ist gefangen.



Schildkrötenjagd mit dem Kopfsauger.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösung des Bilder-Rätsels „Osterei" in Nr. 14: Die grauen Dreiecke geben mit ihren Buchstaben das erste, die schwarzen Dreiecke das zweite Wort. Die Buchstaben sind stets nach der Anzahl der betreffenden Dreiecke in jeder Reihe in artihmetischer Ordnung zusammenzustellen, zum Beispiel ein schwarzes Dreieck = erster Buchstabe: O, drei schwarze Dreiecke = dritter Buchstabe = t, und so fort. Als Lösung ergeben sich die beiden Worte: 1) Froehliche 2) Ostern!

Silben-Merkrätsel.

Normandie, Ragusa, Altenburg, Michelangelo, Sedan, Frankenberg, Kompaß, Damenspiel, Immermann, Hamerling, Hindostan, Kempten, Weihnachten.

Man merke sich in jedem der vorstehend angeführten Wörter eine Silbe. Nach richtiger Wahl der Silben ergeben dieselben in der gegebenen Reihenfolge ein Sprichwort. Wie lautet es?

Auflösung folgt in Nr. 16.

Logogriph.

Als Mauerschmuck ist es zu sehn.
Läßt du den Fuß von hinnen gehn,
Entsteht ein chemisch Element;
Wird dem der Kopf noch abgetrennt,
Erscheint alsbald ein Nebenfluß
Der Donau. Jetzo rate du's.

Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösung des Wechsel-Rätsels in Nr. 14:
Herr, Herz, herb.

Verantwortlicher Redakteur: **Th. Freund.**
Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.